

GUY DE MAUPASSANT

*Pläsier*



GUY DE MAUPASSANT

PLÄSIER

Vier Erzählungen

Herausgegeben und übersetzt  
von Elisabeth Edl



ALEXANDER VERLAG BERLIN

Die Arbeit wurde vom Deutschen Übersetzerfonds  
im Rahmen des Programms NEUSTART KULTUR  
gefördert.



© für diese Ausgabe Alexander Verlag Berlin, 2022  
Alexander Wewerka · Fredericiastr. 8 · 14050 Berlin  
info@alexander-verlag.com | www.alexander-verlag.com

Umschlagabbildung: Ausschnitt aus Claude Monets  
*Camille Monet und Sohn Jean auf dem Hügel*, 1875

Satz, Layout, Umschlaggestaltung: Antje Wewerka  
Alle Rechte vorbehalten

Druck und Bindung: FINIDR s. r. o., Český Těšín  
Printed in the Czech Republic (October) 2022

ISBN 978-3-89581-590-4

# INHALT

Die Maske

7

Das Haus Tellier

21

Das Modell

68

Die Frau von Paul

79

Nachwort

109

## ANHANG

Notiz 126

Zeittafel zur Biographie 128

Anmerkungen 137



## DIE MASKE

Man gab einen Kostümball im Élysée-Montmartre, an jenem Abend. Der Anlass war Mittfasten, und die Menge strömte wie Wasser durch ein Schleusentor in den erleuchteten Flur, der zum Tanzsaal führt. Das fulminante Signal des Orchesters, explodierend wie ein Musikgewitter, sprengte Wände und Dach, ergoss sich über das ganze Viertel, weckte, durch die Straßen und bis hinein in die Nachbarhäuser, jenes unwiderstehliche Verlangen zu springen, zu schwitzen, sich zu vergnügen, das tief im Menschentier schlummert.

Und die Stammgäste dieses Ortes kamen zudem aus allen vier Ecken von Paris, Menschen jeder Gesellschaftsklasse, die derben, lärmenden Spaß lieben, etwas zwielichtig, mit einer Portion Verruchtheit. Sie waren Angestellte, Zuhälter, Mädchen, Mädchen in allen Stoffen, von gewöhnlicher Baumwolle bis hin zum feinsten Batist, reiche Mädchen, alt und diamantbehangen, und arme sechzehnjährige Mädchen, die nichts anderes wollen, als sich austoben, den Männern gehören, Geld verprassen. Elegante schwarze Fräcke auf der Suche nach frischem Fleisch, nach defloriertem, aber schmackhaftem Frühobst streiften durch diese aufgeheizte Menge, schnüffelten, wirkten wie auf der Pirsch, während die Masken vor allem angetrieben schienen von dem

Verlangen nach Amüsement. Schon versammelten berühmte Quadrillen rund um ihr Gehüpfte einen dicken Kranz von Zuschauern. Die zappelige Masse, das wogende Spalier aus Frauen und Männern, das die vier Tänzer einkreiste, wand sich wie eine Schlange, mal ganz nah, mal weiter entfernt, den kühnen Schritten der Künstler folgend. Die zwei Frauen, deren Schenkel wie durch Gummifedern am Leib hafteten, vollführten mit den Beinen erstaunliche Bewegungen. Sie schleuderten diese mit solcher Kraft in die Luft, dass jeder Körperteil fortzufliegen schien in die Wolken, spreizten sie dann, als wollten sie sich selber aufreißen bis in die Bauchmitte, ließen eins nach vorne gleiten, das andre nach hinten und berührten den Boden mit ihrem Mittelpunkt in einem raschen Spagat, abstoßend und komisch.

Ihre Partner hüpfen, tänzelten, trippelten, mit schwingenden und wie Flügelstümpfe gereckten Armen, und man erahnte unter den Masken ihren keuchenden Atem.

Einer von ihnen, der sich in die bekannteste Quadrille eingereiht hatte, um eine abwesende Berühmtheit zu vertreten, den schönen »Songe-au-Gosse«, und der sich abmühte, es mit dem unermüdlichen »Arête-de-Veau« aufzunehmen, machte groteske Ausfälle, die bei den Zuschauern Heiterkeit erregten und Spott.

Er war hager, gekleidet wie ein Geck, trug eine hübsche lackierte Maske auf dem Gesicht, eine

Maske mit krausem blonden Schnurrbart, und darüber eine Lockenperücke.

Er glich einer Wachsf figur aus dem Musée Grévin, einer befremdlichen und skurrilen Karikatur des charmanten jungen Mannes auf den Stichen der Modejournale, und er tanzte mit hingebungsvoller, doch linkischer Anstrengung, mit komischem Eifer. Er wirkte neben den andern eingerostet, wenn er ihre Kapriolen nachzuahmen suchte; wirkte steif, schwerfällig wie ein Mops, der mit Windhunden spielt. Höhnische Bravorufe ermutigten ihn. Und er hampelte begeisterungstrunken mit solcher Leidenschaft, dass er plötzlich, fortgerissen von einem rasenden Schwung, kopfüber gegen die Wand aus Zuschauern flog, die sich aufat, um ihn hindurchzulassen, und gleich wieder schloss, rings um den starren, auf dem Bauch liegenden Körper des leblosen Tänzers. Männer griffen nach ihm, trugen ihn fort. Jemand schrie: »Einen Arzt.« Ein Herr meldete sich, jung, sehr elegant, im schwarzen Frack mit dicken Perlen am Ballhemd. »Ich bin Professor an der Universität«, sagte er mit bescheidener Stimme. Man ließ ihn vorbei, und er trat, durch einen kleinen Raum voller Aktendeckel wie das Büro eines Geschäftsmaklers, zu dem noch immer bewusstlosen Tänzer, den man soeben auf Stühle bettete. Als Erstes wollte der Doktor die Maske abnehmen und stellte fest, sie war auf komplizierte Weise festgemacht, dank unzähliger feiner Metalldrähte, die sie geschickt mit den Rän-

dern seiner Perücke verbanden und so den ganzen Kopf einschlossen in eine feste Umwicklung, hinter deren Mechanismus man erst kommen musste. Auch der Hals steckte in einer falschen Haut, die das Kinn verlängerte, und diese Haut aus Handschuhleder, fleischfarben bemalt, reichte bis zum Hemdkragen.

Das alles musste mit einer kräftigen Schere aufgetrennt werden; und als der Arzt in diese merkwürdige Hülle einen Schnitt getan hatte, von der Schulter bis zur Schläfe, öffnete er ein Stück weit den Panzer und entdeckte darin ein altes Männergesicht, verlebt, bleich, hager und welk. Der Schreck war groß bei allen, die den lockigen jungen Maskierten hergetragen hatten, und niemand lachte, niemand sagte ein Wort.

Man betrachtete, auf den Stühlen mit Strohgeflecht, dieses traurige Antlitz mit seinen geschlossenen Augen, verunziert durch weiße Haare, die längeren fielen von der Stirn ins Gesicht, die kürzeren standen auf Wangen und Kinn, und neben diesem armseligen Kopf die feine, die hübsche lackierte Maske, die frische Maske, immer noch lächelnd.

Der Mann kam wieder zu sich, nachdem er lange bewusstlos dagelegen hatte, doch er wirkte noch so schwach, so krank, dass der Arzt irgendeine gefährliche Komplikation befürchtete.

»Wo sind Sie zuhause?«, sagte er.

Der alte Tänzer schien in seinem Gedächtnis zu suchen, sich dann zu erinnern, und er sagte einen

Straßennamen, den niemand kannte. Man musste ihn also nach Einzelheiten zu seinem Viertel befragen. Er lieferte sie mit unendlicher Mühe, mit einer Trägheit und einem Zögern, die seine Gedankenverwirrung offenbarten.

Der Arzt meinte nun:

»Am besten ich begleite Sie.«

Neugier hatte ihn gepackt, er wollte wissen, wer dieser seltsame Gaukler war, wollte sehen, wo dieser hopsende Sonderling logierte.

Und bald schon brachte ein Fiaker alle beide fort, auf die andere Seite von Montmartre.

Es war ein hohes, ärmlich wirkendes Haus, zu dem eine schmierige Treppe hinaufführte, eines jener stets unfertigen Häuser, übersät mit Fenstern, einsam dastehend zwischen zwei Brachflächen, Drecksbuden, in denen ein Haufen zerlumpter und elender Menschen wohnt.

Sich ans Geländer klammernd, eine gewundene Holzstange, an der die Hand kleben blieb, stützte der Doktor, bis hinauf in den vierten Stock, den alten taumligen Mann, der langsam wieder zu Kräften kam.

Die Tür, an der sie geklopft hatten, öffnete sich, und eine Frau erschien, ebenfalls alt, sauber, mit einem schneeweißen Nachthäubchen, das ein knochiges Gesicht mit scharfen Zügen umrahmte, eines jener breiten, gutmütigen und herben Gesichter der fleißigen und treuen Arbeiterfrauen. Sie rief:

»Mein Gott! was ist passiert?«

Als die Sache in zwanzig Worten erklärt war, beruhigte sie sich und beruhigte auch den Arzt, denn sie erzählte, Vorkommnisse dieser Art habe es schon öfter gegeben.

»Er muss ins Bett, Monsieur, weiter nichts, dann schläft er, und morgen is alles gut.«

Der Doktor sagte:

»Aber er kann doch kaum sprechen.«

»Oh! is nicht schlimm, ein bisschen Suff, sonst nichts. Er wollte kein Abendessen, damit er gelenkig bleibt, und dann hat er zwei Grüne getrunken, zum Auflockern. Die Grüne, wissen Sie, so was stärkt ihm die Beine, vernebelt aber Denken und Reden. Gehört sich nicht, in seinem Alter noch so tanzen, wie er's macht. Nein, wirklich, zum Verzweifeln, keine Vernunft nicht hat er!«

Überrascht fragte der Arzt nach:

»Aber warum tanzt er auf diese Weise, alt wie er ist?«

Sie zuckte die Achseln, rot geworden vor Zorn, der sie allmählich aufwühlte.

»Ach! ja, warum! Herrje, damit man ihn für jung hält unter seiner Maske, damit die Frauen ihn noch als Hahn sehen und ihm Schweinereien ins Ohr flüstern, damit er sich an ihrer Haut reiben kann, an all ihrer schmutzigen Haut mit ihren Düften und ihrem Puder und ihren Pomaden ... Ach! saubere Geschichte ist das! Meiner Seel, was hab ich für'n Leben, Monsieur, seit vierzig Jahren, so lang dauert's

schon ... Aber zuerst muss er ins Bett, sonst wird er mir noch krank. Macht's Ihnen was aus, können Sie mir helfen? Wenn er in dem Zustand is, schaff ich's nicht, ganz allein.«

Der Alte saß auf seinem Bett, wirkte betrunken, seine langen weißen Haare hingen ihm ins Gesicht.

Seine Gefährtin betrachtete ihn mit gerührtem und wütendem Blick. Sie fuhr fort:

»Schauen Sie, hat er nicht ein schönes Haupt für sein Alter; und dann muss der sich als Liederjan verkleiden, damit man ihn für jung hält. Ist das nicht ein Jammer! Stimmt's, er hat ein schönes Haupt, Monsieur? Warten Sie, ich zeig's Ihnen, bevor wir ihn hinlegen.«

Sie ging zu einem Tisch, auf dem die Waschschüssel stand, der Wasserkrug, dazu Seife, Kamm und Bürste. Sie nahm die Bürste, trat wieder ans Bett, und das ganze wirre Haar des Besoffenen hochhebend, verpasste sie ihm im Handumdrehen das Gesicht eines Malermodells, mit großen, auf den Hals herabfallenden Locken. Dann, zurücktretend, um ihn zu betrachten:

»Stimmt's, er schaut gut aus für sein Alter?«

»Sehr gut«, bekräftigte der Doktor, der sich köstlich zu amüsieren begann.

Sie redete weiter:

»Und hätten Sie ihn erst gekannt mit fünfundzwanzig! Aber er muss jetzt ins Bett; weil ihm sonst seine Grünen den Magen umdrehen. Da, Monsieur, können Sie am Ärmel ziehen? ... weiter

oben ... so ... gut ... jetzt die Hose ... warten Sie, ich zieh ihm die Schuhe aus ... gut so. – Jetzt müssen Sie ihn hochheben, damit ich's Bett aufschlage ... fertig ... hinlegen ... wenn Sie glauben, der rührt sich später und macht mir Platz, Irrtum. Muss einen Winkel für mich finden, irgendwo. Das juckt ihn nicht. Ach! du Lebemann, du!«

Sowie er spürte, dass er ausgestreckt zwischen seinen Betttüchern lag, schloss der gute Mann die Augen, öffnete sie wieder, schloss sie von neuem, und auf seinem ganzen zufriedenen Gesicht zeigte sich die feste Entschlossenheit zu schlafen.

Ihn mit immer größerem Interesse musternd, fragte der Doktor:

»Er spielt also den jungen Mann auf Kostümbällen?«

»Auf allen, Monsieur, und morgens kommt er mir in 'nem Zustand zurück, Sie können sich's nicht vorstellen. Wissen Sie, es reut ihn, das ist's, was ihn dorthin treibt und dazu bringt, ein Pappgesicht auf seins zu stülpen. Ja, es reut ihn, dass er nicht mehr is, was er mal war, und dass er sie nicht mehr hat, seine Erfolge!«

Er schlief jetzt und fing an zu schnarchen. Sie betrachtete ihn mitleidig und fuhr fort:

»Ach! Erfolge, die hat er gehabt, dieser Mann! Mehr als man glauben möchte, Monsieur, mehr als die schönsten Herren aus der feinen Welt und als alle Tenöre und alle Generäle.«

»Wirklich? Wie hat er das angestellt?«

»Oh! das wird Sie erst mal wundern, weil Sie ihn ja nicht gekannt haben, in seiner guten Zeit. Ich, als ich ihm begegnet bin, das war auch auf'm Ball, denn da ist er immer schon hin. Mich hat's erwischt, als ich ihn sah, aber erwischt wie einen Fisch mit 'ner Angelschnur. Er war süß, Monsieur, zum Weinen süß, wenn man ihn anschaute, schwarz wie ein Rabe, und lockiges Haar, mit dunklen Augen, so groß wie Fenster. Ach! ja, war ein hübscher Bursche. Er hat mich mitgenommen an jenem Abend, und ich hab ihn nie mehr verlassen, nie mehr, keinen einzigen Tag, allem zum Trotz! Oh! er hat mir's Leben hart gemacht!«

Der Doktor fragte:

»Sind Sie verheiratet?«

Sie antwortete schlicht:

»Ja, Monsieur ..., sonst hätte er mich sitzenlassen wie die andern. Ich war seine Frau und sein Dienstmädchen, alles, alles, was er gewollt hat ... und auch zum Weinen brachte er mich ... Tränen, die ich ihm nie zeigte! Denn er hat mir von seinen Abenteuern erzählt, mir ... mir ... Monsieur ..., ohne dass er begriff, wie weh das tat, das Zuhören ...«

»Aber welchen Beruf hat er denn ausgeübt?«

»Richtig ... das hab ich vergessen, Ihnen zu sagen. Er war erster Gehilfe bei Martel, aber ein Erster, wie es nie zuvor einen gegeben hat ... ein Künstler zu zehn Franc die Stunde, im Durchschnitt ...«

»Martel? ... was für ein Martel? ...«

und die Frauen waren nicht mehr hinter ihm her. Ach! hab ich 'n saures Leben geführt, damals! Er hat mir grausam zu schaffen gemacht! Nichts passte ihm, rein gar nichts. Er hat seinen Beruf aufgegeben, für'n Hutgeschäft, dabei hat er Geld verloren. Und dann wollte er Schauspieler sein, hatte aber keinen Erfolg, und dann hat er angefangen, auf öffentliche Bälle zu gehen. Immerhin, er hatte so viel Verstand, 'n bisschen Besitz aufzusparen, und davon leben wir. Es reicht, aber viel ist's nicht! Wenn man denkt, er hatte mal fast 'n Vermögen.

Jetzt verstehen Sie, was er treibt. Das ist wie 'ne Besessenheit, die ihn gefangen hält. Er muss jung sein, er muss mit Frauen tanzen, die nach Duft und Pomade riechen. Armer alter Liebling, pah!«

Sie betrachtete gerührt, den Tränen nahe, ihren alten Mann, der schnarchte. Dann trat sie mit leisem Schritt näher und drückte ihm einen Kuss ins Haar. Der Arzt hatte sich erhoben und machte sich bereit zum Aufbruch, denn ihm fehlten die Worte angesichts dieses grotesken Paares.

Er war schon im Gehen, da bat sie:

»Wollen Sie mir nicht doch Ihre Adresse geben? Wenn's schlimmer wird mit ihm, komm ich Sie holen.«

# DAS HAUS TELLIER

## I.

Man ging dort jeden Abend hin, so gegen elf, wie ins Café, ganz selbstverständlich.

Sie trafen sich zu sechst oder acht, immer dieselben, keine Nachtschwärmer, sondern ehrbare Herren, Kaufleute, junge Männer aus der Stadt; und man trank seine Chartreuse, schäkerte ein bisschen mit den Mädchen oder unterhielt sich ernsthaft mit *Madame*, der ein jeder Respekt zollte.

Dann schlenderte man heim ins Bett, noch vor Mitternacht. Die jungen Männer blieben manchmal.

Das Haus war familiär, sehr klein, gelb gestrichen, an einer Straßenecke hinter der Kirche Saint-Étienne; und aus den Fenstern sah man das Hafenbecken voll mit Schiffen, die entladen wurden, den großen Salzgarten, »Retenue« genannt, und dahinter die Anhöhe der Hl. Jungfrau mit ihrer alten, ganz grauen Kapelle.

*Madame*, die einer guten Bauernfamilie aus dem Departement Eure entstammte, hatte diesen Beruf genauso bereitwillig ergriffen, wie sie Putzmacherin geworden wäre oder Weißnäherin. Das Vorurteil der Schande, das in den Städten so stark und un-ausrottbar der Prostitution anhaftet, gibt es nicht auf

dem normannischen Land. Der Bauer sagt: »Ist ein gutes Gewerbe«; – und er schickt sein Kind, dass es einen Harem voller Mädchen führt, als gelte es, ein Pensionat für höhere Töchter zu leiten.

Das Haus war übrigens eine Erbschaft, von einem alten Onkel, dem es gehörte. *Monsieur* und *Madame*, einstmals Gastwirte unweit von Yvetot, hatten sofort verkauft, denn sie hielten die Sache in Fécamp für einträglicher; und eines schönen Morgens waren sie angekommen, übernahmen die Leitung des Ladens, der langsam zugrunde ging, so ganz ohne Besitzer.

Sie waren rechtschaffene Leute, ihre Beschäftigten und die Nachbarn mochten sie auf Anhieb.

Monsieur starb am Schlagfluss zwei Jahre später. Da sein neuer Beruf ihn zu Trägheit und Bewegungslosigkeit verführte, war er sehr dick geworden, und die Gesundheit hatte ihn erstickt.

Madame, nunmehr Witwe, wurde von allen Stammgästen des Etablissements vergeblich begehrt; jedoch galt sie als ganz und gar sittsam, und selbst ihre Zöglinge konnten nichts entdecken.

Sie war groß, prall, einnehmend. Ihr Teint, bläulich geworden im Dunkel dieses immerzu verschlossenen Logis, glänzte wie unter öligem Lack. Ein feiner Kranz aus flaumigem Haar, falsch und lockig frisiert, umrahmte die Stirn und gab ihr ein jugendliches Aussehen, das nicht recht passte zur Reife ihrer Formen. Stets fröhlich und mit offenem

Gesicht, scherzte sie gern, mit einer Spur von Zurückhaltung, die ihre neue Tätigkeit bislang nicht beeinflusst hatte. Ordinäre Wörter schockierten sie noch immer ein bisschen; und bezeichnete ein ungezogener Bursche das Etablissement, das sie leitete, mit seinem eigentlichen Namen, dann wurde sie wütend vor Empörung. Kurzum, sie war zartbesaitet, und obwohl sie ihre Frauen wie Freundinnen behandelte, wiederholte sie gern, diese kämen »nicht aus demselben Stall«.

Manchmal, unter der Woche, machte sie mit einem Teil ihrer Truppe einen Ausflug in der Mietdroschke; und dann tummelte man sich im Gras, am Ufer des Flüsschens, das im Valmont-Tal dahinfließt. Es waren Landpartien wie von entwischten Zöglingen, rasende Kutschfahrten, kindische Spiele, die ganze Ausgelassenheit von Eingesperrten, trunken von so viel frischer Luft. Man aß Wurst und Schinken auf der Wiese, trank Cidre, und bei einbrechender Dunkelheit kehrte man heim, erfüllt von köstlicher Müdigkeit, wohltuender Rührung; und im Wagen umarmte man Madame wie eine liebe Mutter voller Nachsicht und Milde.

Das Haus hatte zwei Eingänge. An der Ecke öffnete abends eine zwielichtige Schenke für Leute aus dem Volk und Matrosen. Zwei von den Mädels, zuständig für das besondere Geschäft des Orts, kümmerten sich ausschließlich um diesen Teil der Kundschaft. Sie schleppten, unterstützt vom Kellner

namens Frédéric, einem kleinen Blondem, bartlos und stark wie ein Ochse, Schoppen Wein und Bierflaschen auf die wackligen Marmortische, schlangen ihre Arme um die Nacken der Trinker, setzten sich ihnen auf den Schoß und verführten sie zu noch mehr Suff.

Die andern drei Damen (sie waren nur zu fünf) bildeten eine Art Aristokratie und blieben der Gesellschaft im ersten Stock vorbehalten, es sei denn, man brauchte sie unten und der erste Stock war leer.

Der Jupiter-Salon, wo sich die örtlichen Bürger trafen, war mit blauer Papiertapete bespannt und geschmückt mit einer großen Zeichnung, die Leda zeigte, hingestrecktet unter einem Schwan. Hierher gelangte man über eine Wendeltreppe, abgeschlossen durch eine schmale Tür von bescheidenem Aussehen, die zur Straße hinausging, und dort leuchtete die ganze Nacht, hinter einem Gitter, eine kleine Laterne, ähnlich jenen, die man noch in manchen Städten entzündet, zu Füßen der in Mauernischen eingelassenen Madonnen.

Das Gebäude, alt und feucht, roch etwas muffig. Mitunter wehte ein Hauch von Eau de Cologne durch die Flure, oder eine halboffene Tür im Erdgeschoss ließ durch das ganze Haus, wie einen Donnerknall, das Pöbelgeschrei der unten sitzenden Männer erschallen, worauf die Gesichter der Herren im ersten Stock sich besorgt und angewidert verzogen.

*Madame*, auf vertrautem Fuß mit den Kunden, ihren Freunden, verließ nie den Salon, interessierte sich jedoch für das Gerede in der Stadt, und durch jene gelangte es bis zu ihr. Der ihr eigene ernste Plauderton lenkte ab vom zusammenhanglosen Plappern der drei Frauen; er war wie ein Ruheanker im schlüpfri-gen Gescherze der dickbäuchigen Bürger, die sich jeden Abend der biedereren und mittelmäßigen Ausschweifung hingaben, ein Gläschen Hochprozentiges zu trinken, in Gesellschaft von Dirnen.

Die drei Damen im ersten Stock hießen Fernande, Raphaële und Rosa la Rosse.

Die Zahl der Beschäftigten war klein, und so hatte man sich bemüht, dass jede Einzelne etwas sei wie ein Musterstück, das Resümee eines Frauentyps, denn jeder Gast sollte hier, zumindest mehr oder weniger, die Verwirklichung seines Ideals finden.

Fernande verkörperte die *schöne Blonde*, sehr groß, beinah fett, weichlich, ein Mädchen vom Land, dessen Sommersprossen nicht weggehen wollten und dessen strohgelbes Haar, zurückgestutzt, hell und farblos wie gehechelter Flachs, nur unzureichend den Schädel bedeckte.

Raphaële, aus Marseille, eine Hafennutte, spielte die unentbehrliche Rolle der *schönen Jüdin*, hager, mit hervorstehenden, rotgepuderten Backenknochen. Ihr schwarzes Haar, mit Rindermark glänzend gestriegelt, kringelte sich an den Schläfen. Ihre Augen hätten schön gewirkt, wäre das rechte nicht entstellt gewesen

durch einen weißen Fleck. Ihre Hakennase fiel auf einen kräftigen Kiefer, in dem oben zwei neue Zähne ungut auffielen, gegenüber den unteren, die sich mit den Jahren dunkel verfärbt hatten, wie altes Holz.

Rosa la Rosse, ein kleiner Fleischkloß, nichts als Bauch, mit kurzen Beinen, sang von morgens bis abends mit krächzender Stimme abwechselnd zotige oder sentimentale Lieder, erzählte endlose und läppische Geschichten, unterbrach ihr Geschwätz nur fürs Essen und das Essen nur fürs Geschwätz, war ständig in Bewegung, geschmeidig wie ein Eichhörnchen, trotz all ihrem Speck und den winzigen Füßchen; und ihr Lachen, eine Salve schriller Schreie, erklang unaufhörlich, hier und dort, in einem Zimmer, auf dem Dachboden, in der Schenke, überall, wegen nichts und wieder nichts.

Die beiden Frauen im Erdgeschoss, Louise, genannt Cocote, und Flora, mit dem Beinamen Balançoire, weil sie leicht hinkte, die eine immer als *Liberté* mit blauweißrotem Gürtel, die andre als Phantasiespanierin mit Kupferzechinen, die im fuchsroten Haar bei jedem ihrer ungleichen Schritte hüpfen, sahen aus wie Küchenmädchen, verkleidet für ein Faschingsfest. Sie glichen all den Frauen aus dem Volk, weder hässlicher noch schöner, echte Wirtshausmägde, im Hafen bekannt unter dem Spitznamen »die zwei Pumpen«.

Ein eifersüchtiger, jedoch selten getrübt Friede herrschte zwischen diesen fünf Frauen, dank Ma-

dames ausgleichender Besonnenheit und unerschöpflich guter Laune.

Das Etablissement, das einzige in der kleinen Stadt, wurde fleißig besucht. Madame hatte es verstanden, ihm eine so vorbildliche Führung angedeihen zu lassen; zeigte sich allen gegenüber so liebenswert, so zuvorkommend; ihr gutes Herz war so bekannt, dass eine Art Hochachtung sie umgab. Die Stammgäste stürzten sich ihretwegen in Unkosten, frohlockten, wenn sie ihnen etwas mehr Freundschaft bezeugte; und begegneten sie einander tagsüber bei ihren Geschäften, dann sagten sie: »Bis heute Abend, Sie wissen schon«, so, wie man sagt: »Im Café, nicht wahr? nach dem Abendessen.«

Kurzum, das Haus Tellier war ein Lebensquell, und nur selten versäumte jemand das tägliche Treffen.

Eines Abends nun, gegen Ende Mai, fand der als erster angekommene Monsieur Poulin, Holzhändler und ehemaliger Bürgermeister, die Tür verschlossen. Die kleine Laterne hinter dem Gitter leuchtete nicht; kein Geräusch drang aus dem Logis, und es wirkte wie ausgestorben. Er klopfte, leise zunächst, dann kräftiger; niemand gab Antwort. Darum lief er mit kleinen Schritten die Straße zurück, und als er auf die Place du Marché kam, traf er Monsieur Duvert, den Schiffbauer, der zum selben Ort wollte. Gemeinsam schauten sie noch einmal hin, der Erfolg war nicht größer. Doch lautes Gelärm ertönte ganz plötzlich

»Wo kommen Sie denn her?«, fragte Monsieur Philippe spöttisch, als Monsieur Pimpesse gerade mit Fernande hereintrat. »Wir haben Monsieur Poulin beim Schlafen zugeschaut«, erwiderte der Steuer-einnehmer. Der Spruch hatte ungeheuren Erfolg; und alle gingen der Reihe nach hinauf, um Monsieur Poulin beim Schlafen zuzuschauen, mit der einen oder anderen Dame, und jede von ihnen war in dieser Nacht von unerklärlicher Liebenswürdigkeit. Madame drückte ein Auge zu; und sie tuschelte in den Winkeln lange vertraulich mit Monsieur Vasse, wie um die letzten Einzelheiten einer längst beschlossenen Sache zu klären.

Endlich, um eins, meldeten die beiden verheirateten Herren, Monsieur Tournevau und Monsieur Pimpesse, sie würden sich zurückziehen, und wollten ihre Rechnung begleichen. Man verrechnete ihnen nur den Champagner, und auch da bloß sechs Franc die Flasche anstelle des üblichen Preises von zehn Franc. Und als sie sich über diese Großzügigkeit wunderten, erwiderte Madame strahlend:

»Nicht jeder Tag ist ein Festtag!«

## DAS MODELL

Halbrund wie eine Mondsichel ruhte die kleine Stadt Étretat, mit ihren weißen Klippen, ihrem weißen Kies und ihrem blauen Meer, in der Sonne eines strahlenden Julitags. An den beiden Spitzen dieser Sichel streckten die beiden Tore, das kleine rechts, das große links, ihre Beine ins stille Wasser, das eine sein Zwergenbein, das andre sein Hünenbein; und die Felsnadel, fast so hoch wie die Klippe, unten breit, oben schmal, reckte ihren spitzen Kopf gen Himmel.

Am Strand, längs der Wogen, beobachtete eine sitzende Menschenschar die Badenden. Auf der Terrasse des Casinos entfaltete eine andere Menschenschar, sitzend oder umherschleudernd, unter dem lichtprallen Himmel einen Garten voll schicker Toiletten, in dem rote und blaue Sonnenschirmchen aufblitzten, bestickt mit großen seidenen Blüten.

Auf der Promenade, am Ende der Terrasse, flanierten andere Leute, die Ruhigen, die Stillen, mit langsamem Schritt, weit weg vom eleganten Gewühl.

Ein junger Mann, bekannt, berühmt, ein Maler, Jean Summer, ging mit finstrier Miene neben einem Krankenwägelchen, auf dem eine junge Frau ruhte, seine Frau. Ein Diener schob behutsam diese Art Rollstuhl, und die Versehrte betrachtete mit trauri-

gem Auge die Freude des Himmels, die Freude des Tages und die Freude der andern.

Sie sprachen nicht. Sie schenkten einander keinen Blick.

»Halten wir doch ein bisschen«, sagte die Frau.

Sie hielten, und der Maler setzte sich auf einen Klappstuhl, den der Lakai ihm hinstellte.

Alle, die hinter dem reglosen und stummen Paar vorbeikamen, streiften es mit einem bekümmerten Blick. Eine ganze Legende der Aufopferung war in Umlauf. Er hatte sie trotz der Behinderung geheiratet, ergriffen von ihrer Liebe, hieß es.

Nicht weit von ihnen plauderten zwei junge Männer, auf einem Spill sitzend, ihr Blick verlor sich am Horizont.

»Nein, das ist nicht wahr; ich sag dir, ich kenne Jean Summer gut.«

»Warum hat er sie dann aber geheiratet? Sie war bei der Hochzeit doch schon behindert, oder?«

»Gewiss. Er hat sie geheiratet... er hat sie geheiratet... wie man eben so heiratet, mein Gott, aus Torheit!«

»Und weiter?...«

»Und weiter... und weiter, lieber Freund. Es gibt kein weiter. Man ist dumm, weil man dumm ist. Außerdem, du weißt gut, Maler sind Spezialisten für lächerliche Ehen; sie heiraten fast alle ihre Modelle, langjährige Mätressen, kurzum, in jeder Hinsicht lädierte Frauen. Und warum? Weiß man's? Man

könnte doch im Gegenteil annehmen, der beständige Umgang mit dieser Gattung von Gänsen, die man Modelle nennt, müsste ihnen derlei Weibsbilder für immer verleiden. So ist es aber nicht. Nachdem sie ihnen Modell gestanden haben, werden sie geheiratet. Lies doch mal das so bittere und so schöne kleine Buch von Alphonse Daudet: *Künstler-Ehen*.

Bei dem Paar, das du hier siehst, hat das Unglück sich auf besondere und furchtbare Weise ereignet. Die kleine Frau hat Komödie gespielt oder vielmehr ein schreckliches Drama. Sie hat, kurz gesagt, alles auf eine Karte gesetzt. War sie aufrichtig? Liebte sie Jean? Kann man das je wissen? Wer vermag denn genau zu bestimmen, wieviel Starrsinn und wieviel Wahres in den Handlungen der Frauen steckt? Sie sind immer aufrichtig in einem ewigen Wankelmut der Gefühle. Sie sind aufbrausend, verbrecherisch, hingebungsvoll, bewunderungswürdig, ruchlos und gehorchen damit unbegreiflichen Regungen. Sie lügen immerzu, ohne dass sie es wollen, ohne dass sie es wissen, ohne dass sie verstehen, und sie besitzen außerdem, alldem zum Trotz, eine vollkommene Ehrlichkeit im Empfinden und Fühlen, und die stellen sie durch stürmische, unerwartete, unverständliche, verrückte Entschlüsse unter Beweis, was unser Räsonieren, unsre gewohnte Besonnenheit und all unsre egoistischen Trickereien über den Haufen wirft. Durch das Unvorhersehbare und Plötzliche ihrer Entscheidungen bleiben sie uns unauflösbare

Rätsel. Wir fragen uns immer: ›Sind sie aufrichtig?  
Sind sie verlogen?‹

Aber, mein lieber Freund, sie sind aufrichtig und verlogen zugleich, denn es liegt in ihrer Natur, dass sie beides sind, bis zum Äußersten, und weder das eine sind noch das andere.

Schau, welche Mittel auch die Anständigsten einsetzen, um von uns zu erreichen, was sie wollen. Sie sind kompliziert und einfach, diese Mittel. So kompliziert, dass wir sie niemals im Voraus durchschauen, so einfach, dass wir, ihnen zum Opfer gefallen, gar nicht anders können, als uns zu wundern und zu sagen:

›Was! so simpel hat sie mich reingelegt?‹

Und sie schaffen es immer, mein Guter, vor allem, wenn es darum geht, geheiratet zu werden.

Aber jetzt erzähle ich dir Summers Geschichte.«

\*

Die kleine Frau ist ein Modell, natürlich. Sie arbeitete bei ihm. Sie war hübsch, vor allem elegant, und besaß offenbar einen göttlichen Wuchs. Er verliebte sich in sie, wie man sich in jede ein bisschen verführerische Frau verliebt, die man häufig sieht. Er bildete sich ein, er liebe sie mit ganzer Seele. Das ist ein merkwürdiges Phänomen. Sobald man eine Frau begehrt, glaubt man aufrichtig, man könne den Rest seines Lebens nicht mehr ohne sie auskommen.

Man weiß ganz genau, das ist einem schon früher passiert; der Überdruß folgte stets auf die Besessenheit; es braucht, damit einer sein Dasein neben einem andern Menschen verbringen kann, kein heftiges körperliches Verlangen, das erlischt ziemlich schnell, sondern Übereinstimmung von Seele, Temperament und Charakter. Man muss beim Zauber, der uns betört, unterscheiden können, ob er von den Körperformen ausgeht, von einer gewissen sinnlichen Trunkenheit oder von tiefer geistiger Anziehung.

Kurzum, er glaubte, sie zu lieben; er gab ihr einen Haufen Treueversprechen und lebte ganz und gar mit ihr.

Sie war wirklich entzückend, ausgestattet mit jener eleganten Einfalt, die man bei den kleinen Pariserinnen so leicht findet. Sie plapperte, sie schnatterte, sie sagte Albernheiten, die geistreich wirkten wegen der lustigen Art, mit der sie vorgebracht wurden. Sie zeigte stets anmutige Bewegungen, geeignet, ein Malerauge zu verführen. Wenn sie die Arme hob, wenn sie sich vorbeugte, wenn sie in einen Wagen stieg, wenn sie einem die Hand reichte, waren ihre Bewegungen vollkommen passend und stimmig.

Drei Monate lang bemerkte Jean überhaupt nicht, dass sie im Grunde ganz genauso war wie alle Modelle.

Sie mieteten für den Sommer ein kleines Haus in Andrésy.

Eines Abends war ich dabei, als im Kopf meines Freundes die ersten Sorgen keimten.

Die Nacht war strahlend, und darum wollten wir einen Gang am Flussufer machen. Der Mond goss einen Lichtregen ins zittrige Wasser, zersplitterte seine gelben Strahlen im Gewirbel, in der Strömung, im breiten, langsam entfliehenden Fluss.

Wir schritten am Ufer entlang, ein wenig berauscht von jener unbestimmten Erregung, die solch traumhafte Abende in uns hervorrufen. Wir hätten gern übermenschliche Dinge vollbracht, unbekannte, in köstlicher Weise poetische Menschen geliebt. Wir spürten seltsame Verzückungen in uns beben, Wünsche, Sehnsüchte. Und wir schwiegen, erfüllt von der heiteren und lebendigen Frische dieser bezaubernden Nacht, von dieser Frische des Mondes, die einzudringen scheint in den Körper, sich seiner bemächtigt, die Gedanken umspült, sie durchduftet und überflutet mit Glück.

Plötzlich ließ Joséphine (sie heißt Joséphine) einen Schrei vernehmen:

»Oh! hast du den großen Fisch gesehen, der da drüben hochgesprungen ist?«

Er antwortete, ohne hinzuschauen, ganz abwesend:

»Ja, mein Liebling.«

Sie war beleidigt.

»Nein, du hast ihn nicht gesehen, du hast ihm ja den Rücken zugekehrt.«

Er lächelte:

»Ja, das stimmt. Es ist alles so wunderbar, dass ich an nichts denke.«

Sie schwieg; doch nach einer Minute überkam sie das Bedürfnis zu reden und sie fragte:

»Fährst du morgen nach Paris?«

Er sagte:

»Ich hab keine Ahnung.«

Von neuem war sie verärgert:

»Glaubst du vielleicht, das ist lustig, dein stummer Spaziergang! Man redet, wenn man nicht dumm ist.«

Er gab keine Antwort. Nun aber, denn sie spürte dank ihres boshaften weiblichen Instinkts ganz genau, sie würde ihn aufs Äußerste reizen, begann sie jene Melodie zu singen, mit der man uns seit zwei Jahren die Ohren und den Verstand strapaziert.

*Ich schaute in die Luft.*

Er murmelte:

»Ich bitte dich, sei still.«

Sie sagte wütend:

»Warum soll ich still sein?«

Er antwortete:

»Du verdirbst uns die Landschaft.«

Jetzt kam es zur Szene, zur hässlichen, törichten Szene, mit unerwarteten Vorwürfen, blinden Anschuldigungen und zuletzt Tränen. Alles wurde ausgepackt. Sie kehrten um. Er hatte sie zetern las-

sen, ohne Widerrede, ganz benommen durch diesen göttlichen Abend und zutiefst bestürzt über diese Flut von Beschimpfungen.

Drei Monate später wehrte er sich verzweifelt gegen die unbezwingbaren und unsichtbaren Fesseln, in die so eine Gewohnheit unser Leben schlägt. Sie hatte ihn in der Hand, unterdrückte ihn, quälte ihn. Sie zankten sich von morgens bis abends, beschimpften und prügeln sich.

Zuletzt wollte er mit ihr brechen, Schluss machen um jeden Preis. Er verkaufte alle seine Bilder, borgte Geld von den Freunden, machte zwanzigtausend Franc flüssig (er war noch wenig bekannt) und legte sie eines Morgens auf den Kamin, zusammen mit einem Abschiedsbrief.

Er suchte bei mir Zuflucht.

Am Nachmittag gegen drei läutete es. Ich ging öffnen. Eine Frau sprang mir ins Gesicht, stieß mich beiseite, trat herein und stürmte in mein Atelier: Das war sie.

Bei ihrem Auftauchen hatte er sich erhoben.

Sie warf ihm den Umschlag mit den Banknoten vor die Füße, in einer wirklich erhabenen Geste, und mit schroffer Stimme:

»Hier ist Ihr Geld. Ich will es nicht.«

Sie war sehr bleich, zitterte, sicher bereit zu jeder Verrücktheit. Und er, ich sah ihn ebenfalls bleich werden, bleich vor Zorn und Erregung, vielleicht bereit zu jeder Gewalttat.